

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 39

Artikel: Zur Jahrhundertfeier des bernischen Staatsseminars Münchenbuchsee-Hofwil-Bern
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

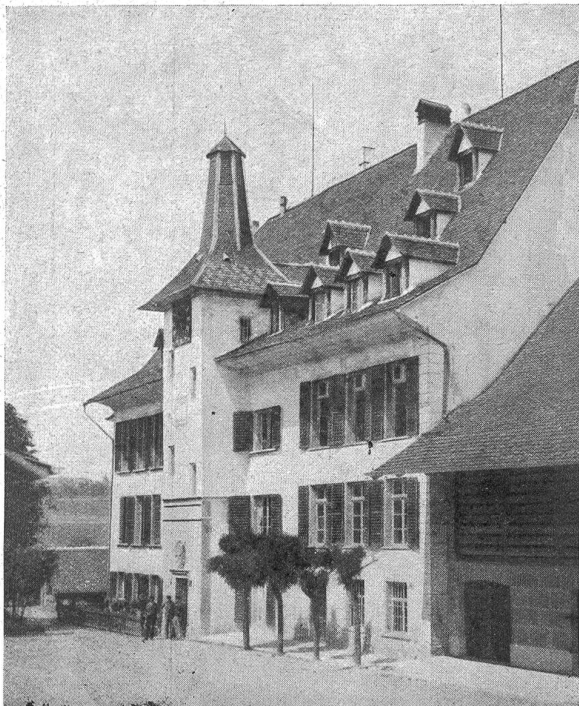
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konnte keinen klaren Gedanken fassen und mußte sich, da ihr schwindlig zu werden drohte, mit der Hand an einen der Baumstämme lehnen.



Die Johanniter-Komturei in Münchenbuchsee, Seminargebäude von 1833—1884.

Eine Weile stand sie so da, einsam, geängstigt, mit einer beinahe bittenden Gebärde; dann war ihr, als würde sie aus der harten Wirklichkeit weg in einen wärmenden goldenen Traum versetzt, den sie irgendwann, irgendwo einmal geträumt hatte ... aus dem Schatten der Bäume trat seine Gestalt hervor: mit dem Sonnenschein war er erschienen und stand in hellem Glanz; nun streckte er ihr die Hand entgegen, griff mit der Linken nach dem Hut und sagte: „Also doch! Wie lieb! Grüß Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Jahrhundertfeier des bernischen Staatsseminars Münchenbuchsee-Hofwil-Bern.

(Am 27. September 1933.)

Am 4. September 1833 wurde in Münchenbuchsee, im ehemaligen Johanniterkloster, die erste staatliche Lehrerbildungsanstalt des Kantons Bern mit einer bescheidenen Feier eröffnet. Es war der Beginn einer Entwicklung, auf die nach vollendeten hundert Jahren das Berner Volk und sein Lehrerstand mit Genugtuung und Dankbarkeit zurückblicken dürfen.

In der Tat, die gewaltigen Fortschritte, die die Lehrerbildung und damit die Volksschule in diesen hundert Jahren gemacht haben, sind so leicht nicht zu überblicken und darzustellen. Man muß zu Gotthelfs Schulmeister-Roman greifen, um sich bewußt zu werden, wie tief unten die Gründer von 1833 anfangen mußten.

Die Volksschullehrer wurden damals in sogenannten Normalkursen, die einige Wochen oder Monate dauerten, von besseren Landlehrern oder Pfarrern ausgebildet. So

führten ein Lehrer Mühlheim in Oberwil bei Büren, ein Schulmeister Karlen in Boltigen, ein Kammer in Wimmis und ein Balmer in Laupen solche Normalkurse durch. Auch Gotthelf und andere Pfarrherren nahmen sich in dieser Weise der Lehrerbildung an, ohne indessen dem Mangel an genügend vorgebildeten Lehrern im Bernerlande nur einigermaßen abhelfen zu können. Fellenberg auf Hofwil stellte einigemal seine Anstalt und seine Lehrer für solche Kurse zur Verfügung. Die Kandidaten brachten meist keine oder nur ganz dürftige Vorbildung mit; sie mußten erst noch lesen und mit den vier Spezies umgehen lernen; aber die „Prüfung“ — in Bern vor einer Kommission — bestanden sie leicht, weil man über jeden froh war, der das dornenvolle Amt eines Dorfschulmeisters übernehmen wollte.

Wie es in einer Schulstube mit hundert und mehr Kindern beim Buchstabieren und Syllabieren und beim Auswendiglernen des Katechismus zuging und wie armselig eine Schulmeisterexistenz aussah, das lesen wir vergnügt, aber auch erschüttert bei Gotthelf nach.

Die Träger des alten Regimes waren der Schule und Volksbildung feindlich gesinnt. Sie hielten in ihrer Vorstellung den Begriff des „misera plebs“ fest, für den Bildung ein höchst überflüssiges Beiwerk war; ein ungebildetes Volk ließ sich auf alle Fälle besser regieren als ein gebildetes.

Der liberalen Epoche verdankt das Schweizervolk das Recht auf Bildung. Es war ja dieses Recht die Voraussetzung zu seiner politischen Entmündung. Es hat keinen Sinn, einem Volk von Analphabeten Wahlrecht und Referendum zu bringen. „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ Diese Erkenntnis der Grundlage aller Demokratie brachte uns die obligatorische Volksschule und als Grundlage dazu die Lehrerseminarien.

Die bernische Verfassung von 1831 sah eine Lehrerbildungsanstalt vor, das Seminargebäude vom 17. Februar 1832 schuf das

Staatsseminar in Münchenbuchsee.

Erster Seminardirektor war Friedrich Langhans, Pfarrer in Guttannen.

Die alte Johanniterkomturei Münchenbuchsee bot dem Seminar primitive Unterkunft. Es sollte seinen Unterhalt aus den Produkten eines Landareals von 70 Jucharten ziehen. Die Seminaristen mußten im Sommer morgens vier Uhr zum Grafen für 20 Kühe aufstehen, die Heu- und Kartoffelernte besorgen, im Winter Holz fällen und zu Brennholz verarbeiten und daneben noch fleißig der Wissensmehrung leben. Dies alles während zwei kurzen Jahreskursen.



Das Fellenberghaus in Hofwil, Gesamt-Seminargebäude 1884 bis 1905, seither Unterseminar.

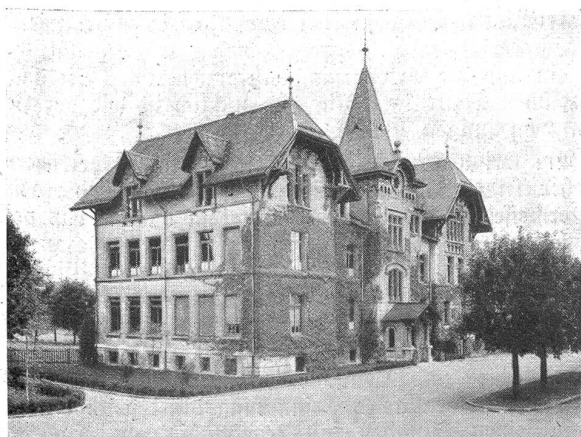
In den politisch bewegten 40er und 50er Jahren war das Staatsseminar öfters Mittelpunkt heftiger Machtkämpfe. Jeder Wechsel im Regime brachte ihm eine neue Direktion

und eine neue Lehrerschaft. Langhans mußte nach kurzem Wirken zurücktreten; er übernahm die Pfarrei in Münchenbuchsee. Ihm folgten nacheinander die Pfarrer Rikli und Boll als Seminarleiter. Der Sieg der Radikalen anno 1846 veranlaßte Boll zur Demission. Als sein Nachfolger wurde der 27jährige Zürcher Sekundarlehrer Heinrich Grunholzer, ein Schüler des Rüschacher Seminars unter Thomas Scherr, gewählt. Das war ein idealgesinnter Mann von hohem Geistesflug, für den seine Schüler durchs Feuer gegangen wären. Grunholzer wurde das Opfer des Umschwunges der 50er Jahre. Um ihn vor Ablauf der Amtsdauer beseitigen zu können, hob der damalige katholisch-konservative Erziehungsdirektor Moschard das Seminar auf und entließ den Direktor von heute auf morgen. Die Seminarlehrer quittierten in schöner Solidarität gleichzeitig mit Grunholzer ihre Stellen.

Seminaradministrator Mors, der Nachfolger Grunholzers, war ebenfalls ein Zürcher und Schüler Scherrs. Unter ihm wurde die Seminarzeit, die unter Grunholzer schon um einen halbjährigen Präparandenkurs erweitert worden war, auf drei Jahre ausgedehnt. Acht Jahre blieb Mors am Ruder, dann wurde auch er abgesetzt, diesmal durch die Radikalen, die 1860 neuerdings das Staatsruder ergriffen hatten.

Eine längere Wirkungszeit war seinem Nachfolger im Amte, Seminaradministrator Rugg, dem dritten Zürcher und Scherr-Schüler, vergönnt. Er war wie Mors eine maßgebende Persönlichkeit in der Schulpolitik. So half er unter anderem bei der Vorbereitung des Primarschulgesetzes von 1870 und des Gesetzes über die Lehrerbildungsanstalten von 1875 mit. Mit viel Geschick steuerte er während 20 Jahren das Seminar durch die Fährnisse einer politisch bewegten Zeit. 1883 wurde ihm die Pädagogikprofessur an der neugegründeten Berner Lehrerbildungsschule anvertraut.

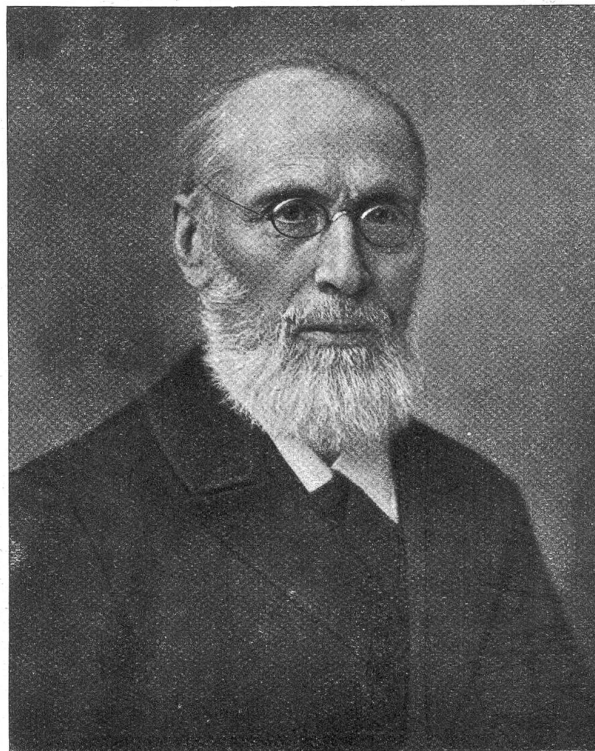
Die Seminarleitung ging an Emanuel Martig, Pfarrer in Münchenbuchsee, über. Mit seiner vorsichtigen Art vermochte Martig das Seminarschifflein während fast zwei Jahrzehnten heil durch die nicht immer sanften Wellen bernischer Politik hindurchzuführen. Er verstand es, im Unterricht und in der weltanschaulichen Erziehung der Seminaristen den goldenen Mittelweg zu halten, so daß ihm weder die Konservativen, noch die Freisinnigen etwas am Zeug fließen konnten. Die Uebersiedelung des Seminars nach Hofwil, ins ehemalige von Fellenberg'sche Institut, brachte schwere Arbeit. Aber auch später war Martig beständig auf den Ausbau der Seminarbildung bedacht, und er brachte auch die Verlängerung der Ausbildungszeit erst



Das Oberseminar in Bern.

auf dreieinhalb, später auf vier Jahre zustande. Unter ihm wurde auch die Seminarteilung durchgeführt, die einen zweijährigen Unterseminarkurs in Hofwil und einen ebensovlangen

Oberseminarkurs in Bern vorsieht. Die Räume in Hofwil waren zu eng geworden und das dringlich gewordene Bedürfnis nach einer ausgebauten Übungsschule drängte nach



Emanuel Martig, Seminaradministrator, 1880 bis 1905.

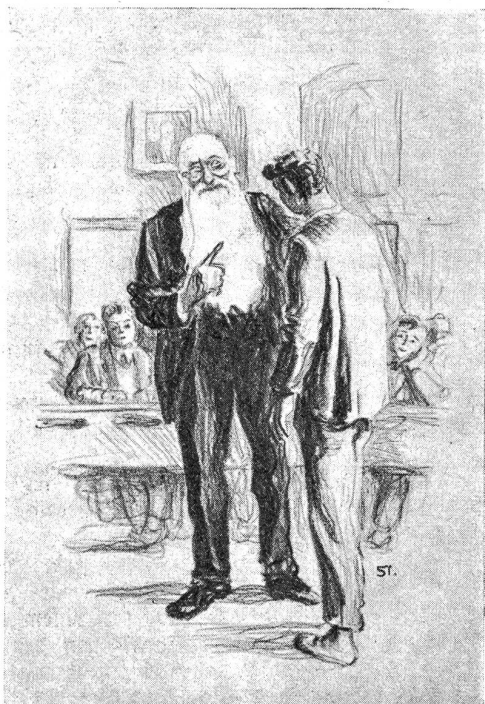
Bern. Hier konnte 1905 ein neues geräumiges Schulgebäude bezogen werden, während die Errichtung einer Musterchule noch volle 30 Jahre auf sich warten ließ. Aber heute ist auch diese Entwicklungsstufe erreicht, nachdem sich zwei neue Seminaradministratoren, seit 1903, als Nachfolger Martigs, Direktor Dr. Schneider und, nach dessen wiederum politisch bedingten Abgang, Direktor Dr. Zürcher um den Ausbau der Lehrerbildung eifrig und zuletzt mit Erfolg bemüht hatten.

Die Entwicklung der Lehrerbildung ist damit aber noch lange nicht abgeschlossen. In Sicht steht die Verwirklichung eines Vikariatsjahres als Vorstufe zur fünfjährigen Seminarzeit, wie sie in Deutschland längst schon als selbstverständlich gilt. Denn darin sind sich alle Freunde der Schule und der Volksbildung einig: die dem Lehrer bis heute anhaftende Halbbildung muß verschwinden und einer Vollbildung Platz machen, wie sich deren die akademischen Berufe bereits erfreuen. Erst dann steht der Lehrer mit dem nötigen Selbstvertrauen mitten drin in der Volksbildungsarbeit.

Der Betrieb des Staatsseminars beruhte bis zur Einführung des dreieinhalbjährigen Kurses ausschließlich auf dem Konviktt, d. h. die Seminaristen — „Zöglinge“ nannte man sie bezeichnenderweise — erhielten im Seminargebäude mit dem Unterricht auch ihre Verpflegung und ihre Schlafstätten. Unter Martig war das Seminar bereits so schülerreich, daß die im letzten Jahr stehende Klasse raumes halber im Externat, d. h. bei Familien im Dorfe Münchenbuchsee untergebracht werden mußte. So wurde es dann auch mit den beiden Klassen des Oberseminars in Bern gehalten.

Man kann in Abwägung der Nachteile gegenüber den Vorteilen der Konvikterziehung die Berechtigung absprechen, kann sie im Hinblick auf ihre geringeren Kosten als ein notwendiges Uebel bezeichnen; eines muß man ihr lassen:

sie bietet den jungen Menschen, die während zwei, früher zweieinhalb Jahren in enger Gemeinschaft und unter strengem Hausgeleß miteinander leben müssen, die kostbare Gelegenheit, das Jugendglück der Kameradschaft auszukosten. Ge-



In der Gesangsstunde bei Hans Klee.
Nach einer Lithographie von Fred Stauffer im „Erinnerungsbuch“.

wiß, es sind unvergeßliche, das ganze Leben bereichernde Erlebnisse, die da gesammelt werden.

Die Vereinigung ehemaliger Schüler des Staatsseminars hat auf die Jahrhundertfeier hin ein „Erinnerungsbuch“ herausgegeben, ein Buch von stattlichem Format und in feinsten Ausstattung. Prominente Künstler wie Chr. Baumgartner, E. Brodhaska, Fred Stauffer und A. W. Diggelmann, gewesene Schüler, haben es mit Aquarellen und Lithographien geschmückt. Die zweihundert Seiten Text sind von einer Kommission, an deren Spitze Gymnasiallehrer Dr. W. Jost stand, unter Mitwirkung febergewandter Ehemaliger und unter redaktorlicher Leitung von Gottlieb Landolf geschrieben und zusammengestellt worden.

Das Buch hält die Erinnerungen an die drei Erziehungsstätten des Staatsseminars, an das alte Kloster in Münchenbuchsee, den Fellenberghof in Hofwil, das Oberseminar in Bern, an die ehemaligen zumeist verstorbenen Direktoren und Lehrer, an die Leiden und Freuden der „Semiten“ vor so und so viel Jahren fest. Der Schreiber dieser Zeilen hat das Buch mit wachsender innerer Anteilnahme gelesen. Vor seinem Geiste stieg eigenes Jugenderleben auf. Ja, so war es!

Der Tag des Aufnahmeexamens vor 37 Jahren steht mir noch in Erinnerung, wie wenn es gestern gewesen wäre. Das hohe vornehme Haus mit seinem Blick hinunter auf die friedfame Seelandschaft und seinem schützenden Wäldchen steht vor mir. Die Bubenchar wird abends, nachdem sie abgespiesen, zu den Schlaffsälen hinaufgeführt. Der Aufsichtslehrer, ein Mann mit kohlschwarzem Bart und einer ebensolchen Pfeife in der Hand, instruiert uns für die Nacht: „Im Fall, daß lött Füür usbräche ...“ Es lag wenig Verheißung im Ton dieser Stimme und im Blicken dieser Augen.

Am folgenden Abend — der erste Examentag lag hinter uns — erging ich mich mit andern auf den Stein-

platten vor dem Hause, die Hände frohgemut nach Art der Landbuben in den Hosentaschen. Kommt derselbe schwarze Mann mit seiner Pfeife daher, stellt mich und



Die Seminaristen bei der Kartoffelernte.
Nach einer Lithographie von Fred Stauffer im „Erinnerungsbuch“.

fragt mich nach meiner Heimat. Ich gebe treuherzig und furchtlos — ich hatte ja ein gutes Gewissen — Auskunft. Ob es kalt sei droben im Gürbetal? O, gewiß nicht mehr als hier unten, man stelle sich die Gegend ganz falsch vor, erklärte ich, und mit leuchtenden Augen schiedte ich mich an, mehr noch von meinem geliebten Dorf zu berichten. „Hemu, so wei mer jek d'Händ us der Täsche näh.“ Wandte sich und ließ mich, der ich langsam begriff und die Hände aus der Tasche zog, grußlos stehen.

Der schwarze Mann spielte auch in meiner ersten Seminarzeit die Rolle des Nachtmahrs, ganz so wie er in der trefflichen Skizze „Das Zündhölzchen“ von Adolf Schär oder in der symbolstarken Vision von Fred Stauffer im Erinnerungsbuche festgehalten ist. Aber auch bei mir stellte sich das versöhnende Verstehen dieser Lehrergestalt gegenüber ein und die Erkenntnis, daß erzieherische Strenge dem jugendlichen Charakter nötig und nützlich ist wie der Herbststurm dem jungen Baum.

Am Erinnerungsbild seiner Lehrer mag der werdende Erzieher seinen eigenen späteren Einfluß auf die Kindesseele ermessen. Das negative kann ihm da wie das positive nützlich sein.

Wir hatten auch Lehrer von starkem positivem Gepräge. Emanuel Martig, Hans Klee, Fritz Schneider, Eduard Holzer, Jakob Stump sind im Erinnerungsbuch gebührend zur Geltung gekommen. Eine Gestalt vermisse ich: dem Idealisten und Deutschlehrer Jakob Walthar hätte ein ganzes und farbenstarkes Erinnerungsblatt gebührt. Er hat uns in seinen Stunden fast regelmäßig aus dem Kraut- und Gemüsegarten der Grammatik und Stilkunde hinausgeführt auf die blumigen Matten der Ideen und der Lebenserfahrungen und hat uns Erkenntnistürchen geöffnet, die uns beim korrekten Lehrbuchunterricht verschlossen geblieben wären. Er war für uns, die wir mit tausend Freuden eine mehrstündige winterliche Nachtwanderung auf uns nahmen,

um zum Genuß einer „Jungfrau von Orleans“-Aufführung im Stadttheater zu gelangen, die lebendige Verkörperung der idealistischen Weltanschauung, die Bestätigung unseres Rechtes auf Schiller und auf seine Begeisterung für alles Hohe und Edle.

Auch die Bilder meiner Kameraden von damals steigen lebendig vor mir auf aus dem Erinnerungsbuch. Auch ihnen, den strebsamen, frohmütigen, opferfreudigen und hilfsbereiten, wie den Bummelern, Schwänzern, Kartenspielern (wir lösten uns ab in diesen Rollen), verdanke ich charakterbildende Eindrücke; die einen mögen als positive, die andern als negative Beispiele auf mich gewirkt haben. Sicher aber ist das Band der Klassenkameradschaft umso inniger und freundschaftsbetonter und darum eindrucksvoller, je länger das gemeinsame Erleben im Konvikt gedauert hat. Und bei jeder Klassenzusammenkunft wird es neu gestärkt, wird mit den Vorstellungen erweitert und vertieft, die aus den gegenseitigen Berichten und Beichten aus dem Berufs- und Familienerleben herbeifließen. Der bernischen Lehrerschaft ist aus der engen Verbundenheit der Klassen unter sich und dieser mit dem Staatsseminar viel von jener Solidarität zugeströmt, die sie so erfolgreich um ihre soziale Besserstellung hat kämpfen lassen. Das weiß sie auch und darum hält sie auch in Treue fest an ihrer Bildungsstätte. Diese Liebe und Treue würde sich sofort erweisen und in Tat umsetzen, sollten je wieder politische Stürme wie dereinst sie bedrohen.

Daß unser bernisches Staatsseminar vor solchen Zeitgefahren verschont bleibe und daß ihm eine friedliche Weiterentwicklung beschieden sei, das soll, post festum zwar, aber darum nicht weniger warm, unser Wunsch sein zur Jahrhundertfeier.

H. B.

Muttertreue.

„Ich bin krank und völlig verlassen. Senden Sie bitte einen Arzt zu mir!“ Diese seltsame Botschaft war „An das Hospital nahe dem Strand“, in London, gerichtet. Sie kam mit der Frühpost in die Hände des Direktors des Charing Cross Hospitals. Die Adresse war eine Hintergasse im Stadtteil Soho, der Rotzfrei unorthographisch auf ein feines Papier geschrieben.

Obgleich es nicht Sitte ist, Patienten außerhalb des Hospitals zu behandeln, so machte dieser Hilferuf doch solchen Eindruck auf den Direktor Mr. Inmann, daß er sich sofort in Begleitung eines Arztes auf den Weg machte, die Kranke aufzusuchen. Die Herren erstiegen die Treppe eines trübseligen Hauses nahe Piccadilly, wo sie die Ge- lichte in einer Bodenkammer fanden.

„Die einzige Ausstattung“, so erzählte der Direktor in einer Londoner Tageszeitung, in der sein Bericht zu lesen war, „bestand aus einem auf zwei Blöcke gelegten Brett, das einen Tisch vorstellte, und einer Seifenkiste als Stuhl. Die einzige Zufuhr an Luft und Licht vermittelte eine Luke, deren Glas zerbrochen war.“

In einer Ecke des Zimmers kauerte eine schwer kranke Frau, bedeckt mit einem Stück Sackstoff. Ihre müde, schwache Stimme verriet eine fremde Aussprache. Sie hatte scheinbar schon eine Woche lang so gelegen, bis ihr Zustand entdeckt wurde. Während dieser Zeit hatte sie wenig oder gar nichts gegessen, so daß sich ihr Befinden durch chronische Schwäche noch verschlimmert hatte. Es war klar — hier durfte keine Minute länger gezögert werden. Sofort wurden Anstalten getroffen, die Frau ins Hospital zu überführen.

Die Untersuchung ergab, daß Frau St. an einer schmerzhaften Krankheit litt, die leider nur zum traurigen Ende führen konnte. Sie war eine Schweizerin, die seit

zwei Jahren in London lebte und in der Küche eines Soho-Restaurants vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gearbeitet hatte — für 15 Schilling die Woche, wovon ihr Arbeitgeber noch 3 Schilling für Essen abzog, und 9 Schilling kostete wöchentlich ihre Dachkammer:

„Haben Sie denn keine Angehörigen oder Freunde?“ wurde sie gefragt. Tränen kamen in ihre Augen. „Hier nicht, nur in der Schweiz.“ „Warum haben Sie sie denn verlassen?“ fragte man. Für einen Augenblick übermannte sie die Bewegung. Dann, unter Schluchzen, schüttete sie ihr Herz aus: Ihr einziger Sohn, der bis zum Kriege in Deutschland gearbeitet hatte, ließ sich bei Kriegsausbruch naturalisieren, um mitkämpfen zu können. Vielleicht war es ein Rest der alten Reisläuferei, vielleicht auch Dankbarkeit für das Land, das ihm Brot gegeben hatte. Genug, er wurde verwundet, gefangen genommen und starb. — Das Licht einer wundervollen Liebe schimmerte durch ihre tränenreichen Blide, als sie fortfuhr: „Ich fühlte mich so einsam ohne ihn, und so kam ich in euer Land, um ihm nahe zu sein.“ Als Schweizerin war es ihr gestattet worden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was sonst in England Landfremden nicht gestattet ist.

Jede Woche besuchte sie ihres Sohnes letzte Ruhestätte, und von dem, was ihr von ihrem kärglichen Lohne blieb, schmückte sie das Grab mit Blumen.

Als Frau St. starb, hielt sie in ihren erkalteten Händen ein Bild. Es war die Photographie eines einfachen Holzkreuzes auf einem Grabe, das sich in einem altmodischen englischen Kirchhofe befand. Kameraden des Sohnes hatten es ihr nach seinem Tode in die Schweiz gesandt, wo es den Wunsch in ihr erweckte, in seiner Nähe zu sein.

Muttertreue, das Köstlichste in der Welt! Sie kennt keinen Unterschied der Nationen oder Rassen. Der Krieg ist das grausame Ungeheuer, das das Mutterherz seines größten Schatzes beraubt.

H. B.

(Aus Pro Juventute.)

Die Probe.

Von Paul Burke, New York.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

„Fräulein Dodd, wo ist die Kopie meines Briefes an Braithwaite & Co.? In der Registratur ist natürlich wieder einmal nichts zu finden.“

Herr Herwood, Chef der Architektenfirma Willy C. J. Herwood, stand in der Tür zwischen seinem Privatkontor und dem Arbeitsraum seiner drei Angestellten.

„Oh, sie ist auf Ihrem Schreibtisch, Herr Wells“, wandte sich Anny Dodd, die Sekretärin des Firmeninhabers, an Harry Wells, dem einen ihrer beiden männlichen Kollegen im Bureau.

„Kein Gedanke“, gab dieser zurück, „ich habe sie überhaupt nicht gesehen.“

„Aber gestern abend habe ich sie doch auf ihren Platz gelegt“, sagte Anny, schon ein wenig ärgerlich, „sie muß doch da sein.“

„Nebrigens sah ich die Kopie noch heute früh unter Ihren Papieren, Wells“, mischte sich jetzt David Groß, der zweite männliche Angestellte der Firma, in das Gespräch. „Schauen Sie nur noch einmal richtig nach.“

„Aber ich sage Ihnen doch, ich habe die Kopie nicht, noch habe ich sie je gehabt“, erwiderte Wells noch einmal. „Halten Sie mich für einen Narren?“

„Auf jeden Fall gehört die Kopie auch nicht auf Herrn Wells' Schreibtisch, sondern in die Registratur, wo ich sie finden kann, wenn ich sie brauche“, unterbrach jetzt der Chef das hitziger werdende Gespräch. „Ich habe Sie schon verschiedentlich gewarnt, Fräulein Dodd ... Bitte, kommen Sie einmal zu mir ins Zimmer.“